



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, Ernst: Zolas letzte Romane : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sachen veröffentlicht werden sollte; was sonst sein Schreibtisch und sein Schrank bargen, mußte ewiges Geheimnis bleiben.

Vergleiche man doch einmal mit dieser das Briefgeheimnis pietätlos zerstörenden Publikation und dem dadurch erworbenen Wissen das wenige, was wir aus dem Leben anderer Geistesheroen kennen! Es ist fraglich, ob je ein Homer gelebt hat; die seinen Namen tragenden Werke gelten noch heute als klassisch. Noch immer ist die Frage nicht gelöst, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der erschütternden Dramen gewesen ist, was schadet's? Und wenn Schillers „Glocke“ und der „Wallenstein“ aus irgend einem Zufall uns Epigonen ohne den Namen des Verfassers oder unter einem beliebigen andern überliefert worden wären, verlören sie dadurch nur das Geringste von ihrem Wert? Wehe dem Dichter, dessen schon genügend bekannte und gewürdigte Größe noch dadurch erhöht werden soll, daß die nachfolgenden Generationen durch schnöde Verletzung des jedem gebildeten Menschen heiligen Briefgeheimnisses auf durchaus unbedeutende, für ihn aber sehr wichtige Geheimnisse aufmerksam gemacht werden. Hinweg also mit dieser ebenso unnötigen wie pietätlosen Auffuchung und Veröffentlichung von „bisher ungedruckten Briefen“ berühmter Männer!

B. C. Walther



Zolas letzte Romane

Von Ernst Groth

(Schluß)



an hat Zola mit Petronius, dem Romanschriftsteller der römischen Decadence, verglichen und zahlreiche Ähnlichkeiten nachzuweisen versucht.*) Es ist richtig, die Neigung zu einer übertriebenen Kleinmalerei, die Vorliebe für das Obscöne und Perverse und eine unverkennbare Geschicklichkeit in der Schilderung des gesellschaftlichen Lebens mit allen seinen Gebrechen und Verirrungen, diese Züge finden wir bei Petronius und bei Zola in gleicher Stärke, und wer das berühmte Fragment „Das Gastmahl des Trimalchio“ mit der Art vergleicht, wie Zola die Pariser Gesellschaft schildert, dem wird die Ähnlichkeit zwischen ihren Auffassungen und Absichten nicht entgehn. Aber die Vergleichung darf nicht zu weit getrieben werden, denn Zolas Bild stimmt doch sehr wenig zu der Charakteristik, die einer der besten Kenner des Petronius, Franz Bücheler, von diesem römischen Schriftsteller giebt. Er sagt von den Frag-

*) Vergleiche den Bericht über die Vorlesung, die Marx an der Leipziger Universität vor König Albert gehalten hat (Leipziger Tageblatt vom 1. Febr. 1900).

menten seines kulturhistorischen Romans: „Sie zeigen uns einen feinen, durch Geschmack und Bildung hervorragenden Weltmann, von den vielseitigsten Erfahrungen und klarem Einblick in die Verhältnisse des Lebens, einen genauen Kenner und verständigen Richter aller Kunst und Litteratur, einen Ausbund von Üppigkeit und Luxus, dessen raffinierteste Erfindung er durch den künstlichen Schein primitiver Zustände zugleich beschönigt und verherrlicht, einen geistreichen und angenehmen Gesellschafter, der, ohne eine Miene zu verziehen, im launigsten Ton sich und die Welt ironisiert, der schwungvoll nicht weniger zu reden versteht, als liebenswürdig zu erzählen und mit Gelehrten gewandt zu streiten, kurz einen Mann, dem bei ungeheuchelter Begeisterung für Wahres und Schönes zur Größe nichts fehlt, als der männliche Wille, das Gute zu thun.“

Diese Züge passen sehr wenig auf Zola, denn im Grunde bleibt er doch auch in seinen letzten Romanen, in denen er mit philosophischen und volkswirtschaftlichen Phrasen kokettiert, plump, roh und banal. Auch die Form, die Sprache und die Ausdrucksweise sind weder in Paris noch in Fécondité wesentlich anders geworden, sein Stil arbeitet auch hier mit den alten Klischees und Schablonen, ja manche Stilmittel, z. B. der rhetorische Ausruf und die Wiederholung, werden hier schon zu einer komisch wirkenden Manier. Ach, dieses Lourdes, wie es dalag! Ach, dieses Rom, das sich vor ihm ausstreckte! Ach, dieses Paris! Und dieser Ausruf setzt dann die alte gleichmäßig arbeitende Maschine der Reflexion und der Erinnerung wieder in Bewegung, und immer wieder erfahren wir bis zur Übersättigung, was wir schon alles wußten, und was für die Entwicklung der Geschichte oder für die Zeichnung der Charaktere ganz gleichgültig und nebensächlich ist und deshalb den starken Verdacht erregt, als sei ohne diese Füllsel die notwendige Dicke des Bandes nicht zu erreichen.

Während Zola in seinen Romanen Lourdes und Rome immer noch auf ein festes Ziel losgeht, zerflattert die Handlung in seinem Roman Paris vollständig. Eine Menge Figuren tauchen auf, werden eingehend geschildert und verschwinden dann wieder wie Marionetten — ein langweiliges, unkünstlerisches Hin- und Herschieben.

Der an der Existenzberechtigung der katholischen Kirche zweifelnde und die Macht des Evangeliums nicht mehr anerkennende junge Pfarrer Pierre Froment widmet sich in Paris ganz der Nächstenliebe, weil er glaubt, daß man durch Wohlthätigkeit und Opfermut, durch Selbstentagung und ehrliche Menschenliebe das wachsende Elend im Volke beseitigen könne. Er wandert durch die verkommensten Stadtviertel und kriecht in die scheußlichsten Löcher, um arbeitsunfähige, halbverhungerte Wesen, die schon dem Tode verfallen sind, zu retten. So sucht er eines Tags nach dem alten Arbeiter Laveuve. Endlich findet er ihn in einer Dachkammer. „Entsetzt betrachtete Pierre diese furchtbare Ruine, das, was fünfzig Jahre der Arbeit und des Elends, der sozialen Ungerechtigkeit aus einem Menschen gemacht hatte. Nach und nach vermochte

er den weißhaarigen, abgenutzten, flachgedrückten, entstellten Kopf zu unterscheiden. Es war die ganze Zerrüttung hoffnungsloser Arbeit, die auf einem Menschengesicht liegen kann: ein wüster, die Gesichtszüge überwuchernder Bart, das Aussehen eines alten Pferdes, das nicht mehr geschoren wird, schiefe Kinnbacken, da die Zähne ausgefallen waren, gläserne Augen, eine Nase, die über den Mund hinabragte, und vor allem der Ausdruck eines von den Mühen der Arbeit zertretenen, lahmen, gebrochenen Tieres, das nur noch fürs Schlachthaus gut war.“

Pierre möchte den alten Philosophen gern in das „Asyl der Invaliden der Arbeit“ bringen, und dadurch kommt er mit der ganzen sogenannten wohlthätigen Gesellschaft von Paris zusammen. Der Mittelpunkt dieses Kreises ist die Baronin Duillard, die Tochter eines jüdischen Bankiers mit dem deutschen Namen Steinberger. Sie ist eine schöne, etwas sentimentale aber maßlos sinnliche Frau, die keinen andern Gedanken in ihrem Kopfe hat, als in den Armen ihres jungen Freundes, des Grafen Gerard von Quinsac, das Glück der Liebe in vollen Zügen zu kosten. Ihm zu Gefallen hat sie sich noch in ihrem fünfundvierzigsten Jahre taufen lassen. Aber ihr Glück bekommt einen gewaltigen Stoß, als sie eines Tags bemerkt, daß Gerard die Absicht hat, ihre Tochter Camilla zu heiraten. Camilla ist zwar abschreckend häßlich, aber sie erbt fünf Millionen, und da Gerard zu der verarmten Geburtsaristokratie gehört, so sieht er über ihre Häßlichkeit hinweg und erreicht auch die Einwilligung seiner adelstolzen Mutter. Die verklumpte Adelsaristokratie und die versumpfte Geldaristokratie kommen hier also zusammen, und man muß es Zola lassen, daß er es gut versteht, dem Leser diese sittlich angefressenen Kreise anschaulich zu schildern. Der alte Bankier Duillard liegt in den Reizen der anrühigen und raffinierten Schauspielerin Silviene, die keinen größern Ehrgeiz hat, als in der Comédie Française aufzutreten, und zwar in der Rolle der Pauline im Polyeukte. Auch solche Frauenzimmer zu zeichnen ist für Zola seit seiner Mana eine leichte Sache. Eine neue Figur in seiner Galerie verkommener Menschen ist Duillards Sohn Hyacinth, ein moderner Geist vom reinsten Wasser, ein Symbolist, Satanist und Okkultist. Er hat ein Gedicht geschrieben: Das Ende des Weibes. Er haßt das Weib und die Frauenliebe und lebt andern Idealen der Sinnlichkeit. „In der Poesie, sagt er, großer Gott, was hat man da mit der Frau angegeben! Ist es nicht jetzt wahrlich an der Zeit, sie daraus zu verjagen, um den Tempel ein wenig von dem Schmutz zu säubern, mit dem die Fehler des Weibes ihn besudelt haben? Wie garstig ist doch diese Fruchtbarkeit, diese Mutterschaft und alles übrige! Wenn wir alle so reinen, so vornehmen Geistes wären, daß wir vor Abscheu keine einzige anrührten, und wenn alle unfruchtbar stürben! Das wäre doch wenigstens ein anständiges Ende.“

Troßdem oder gerade wegen seiner perversen Triebe ist Hyacinth der Liebling der anarchistisch gesinnten Prinzessin Rosamunde von Horn; sie schwärmt nicht für Italien, sondern für Norwegen, für die Eisberge und die

Schneelandschaft, und darin begegnen sie und Hyacinth sich. So unternehmen sie denn eine gemeinsame Reise nach Norwegen, gewissermaßen ihre Hochzeitsreise. Das beschreibt Zola ganz lustig: „Nur ihre Seelen waren auf Reisen, und sie durften nichts kennen als Seelenküsse. Aber leider wurde sie eines Nachts in einem Hotel, als er beharrlich dabei blieb, sie als symbolische, reine Lilie zu behandeln, derart erbittert, daß sie eine Reitgerte ergriff und ihn mit aller Kraft durchpeitschte. Nun wurde er selbst böse und prügelte sie windelweich, worauf sie sich in die Arme sanken und wie gewöhnliche Sterbliche einander angehörten. Beim Erwachen kam ihr diese in so weiter Ferne gesuchte Liebesfreude mittelmäßig vor, während er ihr nicht verzieh, daß sie ein Abenteuer, von dem er etwas Geistiges erhoffte, so niedrig zu Ende geführt hatte.“ Und in dieser Stimmung kehren sie am nächsten Tage wieder nach Paris zurück.

Zu diesen Spitzen der Gesellschaft, die aus Nächstenliebe ein Asyl für Invaliden der Arbeit gegründet haben, kommt noch eine ganze Reihe charakterloser Deputierter, käuflicher Journalisten und profitlüsterner Geschäftsleute. Der junge Pfarrer wird mit seiner Bitte für den alten halbverhungerten Philosophen von dem einen zu dem andern geschickt. Nach vielen Schreibereien und nach wochenlangem Warten genehmigt das Komitee endlich die Aufnahme des Alten in das Asyl. Als Pierre diese Nachricht erfährt, ist Laveuve natürlich schon verhungert. Ach diese hinkende Nächstenliebe, ruft er verzweifelt aus, die immer kommt, wenn die Leute schon tot sind. Pierre hat genug davon und sieht ein, daß die Menschheit mit der sogenannten caritas nicht zu retten sei, daß die Arbeiter, die Enterbten, der vierte Stand, ein gutes Recht hätten, wenn sie die Wohlthätigkeit der Reichen zurückwiesen und nichts forderten als Gerechtigkeit. Mit dieser Erfahrung ist auch noch das letzte Band gerissen, das Pierre an die Kirche fesselt. Der Verkehr mit seinem Bruder Guillaume, dem Chemiker, den er zufällig wiederfindet, hat zur Folge, daß Pierre die Soutane ablegt und ganz aus dem Priesterstande tritt.

Bei einem Bombenattentat, das der Arbeiter Salvat, ein Verehrer Guillaumes, gegen das Palais des Barons Duillard verübt, wird Guillaume verwundet, und da er befürchtet, man könnte erfahren, daß Salvat den neuen gewaltig wirkenden Sprengstoff von ihm erhalten habe, so verbirgt er sich in Pierres Pfarrhaus zu Neuilly. So kommt Pierre auch mit der Familie des Bruders zusammen. Guillaume hat seine Frau verloren und deshalb Marie, ein frisches, kluges und geschicktes Mädchen, als Wirtschafterin ins Haus genommen. Sie ist die liebenswürdigste und auch am natürlichsten gezeichnete Frauengestalt in allen Romanen Zolas. Sie ist eine begeisterte Anhängerin des Fahrradsports und weiß auch den ehemaligen Priester zu überreden, selbst aufs Rad zu steigen und mit ihr Ausflüge in die Umgebung von Paris zu machen. Zola hält das Fahrrad für eine in ihren wohlthätigen Wirkungen unvergleichliche Errungenschaft unsrer Kultur. „Was für eine gute Erziehung ist das Radfahren für eine Frau, ruft Marie aus. Wenn ich eines Tags

eine Tochter habe, werde ich sie mit zehn Jahren aufs Rad steigen lassen, damit sie lernt, wie man sich im Leben zu führen hat. Sehen Sie sich doch diese großen Mädchen an, die die Mütter an ihrem Schürzenbände erziehen. Man macht ihnen vor allem angst, verbietet ihnen jede Initiative, übt weder ihr Urteil noch ihre Willenskraft, sodaß sie, von dem Gedanken an Hindernisse gelähmt, nicht einmal eine Straße überschreiten können. Aber setzen Sie nur ein ganz junges Mädchen aufs Rad und lassen Sie es frei, es muß die Augen aufmachen, um die Steine zu sehen und zu vermeiden, um rechtzeitig und nach der gehörigen Richtung auszuweichen, wenn ein Hindernis erscheint, ein Wagen fährt im Galopp daher, irgend eine Gefahr zeigt sich, und es muß sich sofort entschließen, muß mit fester, vernünftiger Hand umlenken, wenn es nicht ein Glied dabei verlieren will. Mit einem Wort — ist das nicht eine fortwährende Übung der Willenskraft, ein wunderbarer Unterricht in der Kunst des Behaltens und der Verteidigung?“

Pierre ist über diese Auffassung erstaunt, er hat das Fahrrad nur für eine Spielerei angesehen, für einen Modesport, der in wenig Jahren wieder von der Bildfläche verschwinden würde, und hört nun von einem jungen Mädchen eine kulturgeschichtliche Betrachtung, die ihn zum Nachdenken anregt. „Darin vor allem besteht die beglückende Eroberung, sagt Marie: in den Licht- und Sonnenbädern, die man in der freien Natur nehmen wird, in dieser Rückkehr zu unsrer gemeinsamen Mutter, der Erde, in dieser neuen Kraft, in dieser neuen Heiterkeit, die man hier wieder schöpft! Sehen Sie nur, ist dieser Wald, durch den wir zusammen fahren, nicht entzückend? Und was für eine herrliche Luft uns in die Lungen kommt, wie einen das reinigt, beruhigt und ermutigt!“ Und nun schildert Zola, als wäre er selbst ein leidenschaftlicher Radfahrer, die beglückenden Empfindungen dieser Bewegung: Welche Wonne, so, gleich den am Boden streifenden Schwalben, in der frischen Luft, in dem kräftigen Duft der Gräser und Blätter durch diese herrliche Allee zu fliegen! Sie berührten kaum den Boden — Flügel waren ihnen gewachsen, die sie mit demselben Schwung durch die Sonnenstrahlen und durch den Schatten, durch das mannigfaltige Leben des großen rauschenden Waldes mit seinem Moos und seinen Quellen, seinem Wild und seinen Insekten dahin trugen.

Natürlich radelt sich Marie in das Herz Pierres, und auch dieser ist dem jungen Mädchen, seitdem sie gemeinsam durch Wälder und Auen geflogen sind, nicht mehr gleichgiltig. Aber sie hat ihr Wort schon Guillaume gegeben und rüstet sich zur Hochzeit mit diesem. Da merkt Guillaume die Liebe seines Bruders zu Marie, und aus Freude darüber, daß Pierre endlich sein irdisches Glück wieder gefunden hat, seinen Glauben an die Menschheit und sein Selbstvertrauen, verzichtet er, und alle Enttäuschungen, Seelenkämpfe und Gewissensbisse Pierres verschwinden in den Armen der Marie. Arbeit und Liebe haben ihn wieder zu einem glücklichen Menschen gemacht.

Der Roman schließt mit einer Verherrlichung von Paris, durch die Zola wieder die Herzen der ihm feindlich gesinnten Pariser Mitbürger gewonnen zu

haben scheint. „So wie das jetzt im Todeskampf liegende Rom die antike Welt besessen hat, so herrscht Paris unumschränkt über die moderne Zeit; es ist der gegenwärtige Mittelpunkt der Völker in der fortwährenden Bewegung, die die Zivilisation mit der Sonne von Ost nach West trägt. Paris ist das Gehirn der Welt — eine ganze, große Vergangenheit hat es dazu vorbereitet, die Kulturträgerin und Befreierin unter den Städten zu sein.

Gestern schrie es den Nationen den Ruf »Freiheit« zu — morgen wird es ihnen die Religion der Wissenschaft, der Gerechtigkeit, den von den Demokratien erwarteten neuen Glauben bringen.“

Man sieht, auch dieser Roman ist nicht arm an hochtrabenden Phrasen und konfusem Ansichten besonders da, wo sich Zola auf das Gebiet der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre begiebt. Seine *documents humains* lassen ihn hier ganz im Stich, und er taumelt in diesem Irrgarten ebenso ziellos umher, wie nur ein phantastischer Dichter aus der von ihm so sehr geschmähten idealistischen Schule. *Le grand malheur de M. Zola*, sagt Brunetière sehr richtig, *c'est de manquer d'éducation littéraire et de culture philosophique*. Das schließt nicht aus, daß ein so gewiegter Kenner der Mache, wie Zola, auch in diesem Roman manche wirkungsvollen Partien zustande gebracht hat. Die Hezjagd auf den unglücklichen Attentäter Salvat, der Wohltätigkeitsbazar beim Baron Duillard, Salvats Hinrichtung sind ohne Zweifel wirkungsvoll geschildert; im Grunde aber hinterläßt auch dieser Roman im Leser ein unbehagliches Gefühl trotz der mit so viel Pathos vorgetragenen Schlußapothese.

Zola hat den merkwürdigen Ehrgeiz, nicht nur für einen viel gelesenen Schriftsteller zu gelten, sondern auch der Erzieher seines Volks zu sein. Mit der Religion ist es nach seiner Meinung nichts mehr: „Das Evangelium Jesu ist ein hinfälliger, sozialer Kodex, von dem die menschliche Weisheit nur ein paar Moralgesetze zurückbehalten kann. Der Katholizismus zerfällt auf allen Seiten zu Staub; das katholische Rom ist nur noch ein Trümmerfeld, die Völker wenden sich davon ab, wollen eine Religion, die nicht eine Religion des Todes ist.“ So unternimmt er es denn, neue Evangelien zu schreiben, um zu zeigen, wodurch Frankreich zu einer wirklichen Glückseligkeit gelangen könnte. Der erste Band dieses neuen Romancyklus, den er *Les quatre Évangélistes* nennt, ist schon erschienen und führt den vielversprechenden Titel: *Fécondité*.

Pierre Froment hat vier Söhne, die er nach den Evangelisten genannt hat: Mathieu, Marc, Luc, Jean. Der Held des neuen Romans *Fécondité* ist Mathieu Froment, um den sich ein Sammelsurium aller möglichen und unmöglichen Handlungen gruppiert, die ganze Pariser Gesellschaft mit ihren sittlichen Gebrechen und Verirrungen. Schon in dem Roman *Paris* legt Zola dem Bildhauer Zahan die Worte in den Mund: „Man muß zu dem neuen Glauben übergehn, und das ist der Glaube an das Leben, an die Arbeit, an die Fruchtbarkeit, an alles, was arbeitet und schafft.“ Dieser Bildhauer hat

eine Statue der Fruchtbarkeit geschaffen, eine Frauengestalt „mit starken Hüften, mit einem Leibe, aus dem eine neue Welt entstehen sollte, mit dem von der nährenden Milch geschwellten Busen der Gattin und Mutter.“

Eine solche Frau hat sich Mathieu Froment ausgesucht, da er das Wort der Bibel: Seid fruchtbar und mehret euch! für das erste und vornehmste Gebot der Menschheit hält und des Glaubens lebt, daß nur durch die Erfüllung dieses Gebots das Glück über die Menschheit kommen würde. Lieben, ohne ein Kind damit zu erzeugen, sei ein schweres Verbrechen gegen sich selbst und gegen die Menschheit. Die Malthusische Lehre müsse jeder für den Höhepunkt der Berrücktheit erklären, sie sei die Quelle der Unsittlichkeit, der furchtbaren geschlechtlichen Verirrungen, der Verwilderung und Auflösung eines Volks. Die Natur lasse sich nicht betrügen, ihre Rache sei die völlige Impotenz.

Wer den erschreckend geringen Zuwachs der Bevölkerung Frankreichs in den letzten zehn Jahren mit dem Zuwachs anderer Länder vergleicht, der muß freilich zugeben, daß Zola recht hat, wenn er seine Landsleute vor der Malthusischen Lehre warnt und sie von dem den Niedergang der Nation geradezu heraufbeschwörenden Zweikindersystem abbringen will. Zola hat natürlich, um diese heikle Frage von allen Seiten zu beleuchten, gründliche Studien gemacht. Er erzählt uns, daß in Frankreich jährlich 20000 Kinder von den Engelmacherinnen umgebracht würden, daß sich in den letzten fünfzehn Jahren 30000 bis 40000 Frauen hätten kastrieren lassen, daß es gegenwärtig eine halbe Million solcher Wesen gäbe: *En dix ans, le couteau des châtreurs de femmes nous a fait plus de mal que les balles prussiennes, pendant l'année terrible.* Er erzählt uns von den Verheerungen, die die fraudes im Familienleben anrichten, von den schauerhaften Zuständen der Pariser Armmenwirtschaft, von dem Elend der unehelichen Kinder: *cette semence si imprudemment jetée à la rue, devenait une moisson de brigandage, l'affreuse moisson du mal, dont craquait la société tout entière.*

Diesen Bildern der sittlichen Verfunkenheit und Zuchtlosigkeit stellt Zola das schlichte, natürliche und gute Familienleben gegenüber, das Mathieu Froment mit seiner Marianne führt. Mathieu ist in einer Fabrik als Zeichner beschäftigt. Da sein Einkommen nicht so groß ist, daß er in Paris bequem leben kann, so hat er sich in Chantebled bei Soinville ein Häuschen gemietet, und hier genießt er in aller Glückseligkeit die Freuden eines geordneten Familienlebens. Aller zwei Jahre schenkt ihm seine Frau ein Kind. *Deux ans se passèrent. Et, pendant ces deux années, Mathieu et Marianne eurent un enfant encore,* mit diesen Worten beginnen gewöhnlich die Kapitel. Alle Welt macht sich über diesen unerhörten Kindersegen der beiden Glücklichen lustig; die Freunde kommen mit ernsthaften Vorhaltungen, zucken die Achseln über Mathieus antimalthusianische Lebensauffassung und bedauern die arme Marianne, die immer einen Schwarm von Kindern an ihren Rücken hängen hat. Aber während es den über Schlaun Strebern und Genußmenschen, die sich durch

Kinder in ihren Freuden nicht stören lassen wollen, schlecht geht, steigen in Mathieus Familie Gesundheit, Glück und Erfolge von Jahr zu Jahr. Er ist auf den guten Gedanken gekommen, die brachliegenden, scheinbar unfruchtbaren Felder um Chantebled zu kaufen und daraus ertragfähige Ländereien zu schaffen. Bei jedem neuen Kinde erwirbt er ein paar Morgen Land mehr, und als das zwölfte Kind kommt, hat er sich schon ein hübsches Gut zusammengewirtschaftet. *C'était toujours la grande œuvre, la bonne œuvre, l'œuvre de fécondité qui s'élargissait par la terre et par la femme.* Seine Söhne und Töchter wachsen heran, verheiraten sich und wirken mit derselben Begeisterung für die Vermehrung des Menschengeschlechts wie die Eltern. Als Mathieu neunzig Jahre alt ist, feiert er mit Marianne die diamantne Hochzeit, und dazu kommen von fern und nah alle Sprößlinge der Familie. Ein Enkel erscheint sogar aus Afrika, was Zola Gelegenheit giebt, seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Zukunft in Afrika läge, und daß es Frankreich, wenn es nur recht viele Leute von dem Schlage eines Mathieu Froment hätte, gelingen müßte, noch einmal der Herr der Welt zu werden.

Man sieht, die Tendenz des Romans ist nicht schlecht; aber wenn Zola glaubt, daß er seine Landsleute durch seine Schilderungen zu einer neuen Auffassung des Familienlebens führen werde, so irrt er sich gewaltig. Gerade die Bauern, die noch am leichtesten eine zahlreiche Familie durchbringen könnten, sind in Frankreich die überzeugten Anhänger des Zweifindersystems, und eine Familie in der Großstadt weiß ganz genau, daß jedes neue Kind nicht eine Vermehrung des Vermögens bedeutet, sondern im Gegenteil eine Erhöhung der Ausgaben, der Unruhen und Sorgen. Zolas Zwölfindersystem mag im Burenlande seine Nichtigkeit haben, in dem heutigen Frankreich aber ist es eine Marotte. Die Gestalten, an denen er den Krebschaden der heutigen Gesellschaft nachweist, sind in der bekannten Manier gezeichnet: der Fabrikbesitzer Alexandre Beauchêne, der seine Frau schont, aber die Fabrikmädchen verführt; seine vor Liebestollheit halbverrückte Schwester Séraphine, die sich, um ganz der Liebe ohne Gefahr leben zu können, kastrieren läßt; Frau Morange, die aus Furcht vor dem Kinde zu Grunde geht usw. Die Lektüre aller dieser Scheußlichkeiten ist im höchsten Grade widerwärtig.

Die Komposition des Romans ist schwerfällig und langweilig. Die Menschen, die uns Zola in diesem Roman vorführt, sind alle wie vernarrt. Ob er uns in eine Fabrik oder in eine Gesellschaft oder in eine Familie geleitet, die Männer und Frauen haben keinen andern Unterhaltungsstoff, als über Konzeption und Präventivmittel. Überall, wo irgend eine Schandthat, irgend ein neues „Experiment“ ausgeführt wird, da steht auch der gute Mathieu und sieht zu, und dann fällt er in Trübsinn bei dem Gedanken, wie viel Menschenleben, wie viel Fruchtbarkeit durch alle die Verirrungen der Gesellschaft vernichtet werden. Aber zugleich erwacht in ihm mit verstärkter Gewalt die echte natürliche Liebe, und er denkt an die Fruchtbarkeit seiner guten

Marianne und an die Fruchtbarkeit der Mutter Erde, die ihm bei jedem neuen Kinde auch neuen Segen auf den Feldern schafft. *La terre féconde, la femme féconde redeviendront le culte, la toute-puissance et la souveraine beauté.* Das hierbei zuweilen durchbrechende sittliche Pathos Zolas ist recht rührend, aber wir können ihn als Moralprediger und Erzieher seines Volks beim besten Willen nicht ernst nehmen. Zola hat in Deutschland viele Verehrer und Schwärmer, aber man kann ruhig behaupten, wären diese Romane von einem deutschen Schriftsteller geschrieben worden, so würde dieser ohne Zweifel von denselben Schwärmern entweder gesteinigt oder als ein langweiliger, überspannter, wichtigthuender Charlatan ohne Bedenken beiseite geschoben werden. Aber die französische Flagge ist bei Urteilslosen noch immer eine gute Reklame, sie deckt noch immer die litterarische Ware, leider Gottes zum Schaden unsrer eignen gesunden Litteratur.



Eine Dienstreife nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Boffe

(Fortsetzung)



chon am Morgen des 31. Oktober war es zu spüren, daß der Tag sehr heiß werden würde. Um acht Uhr ordnete sich der große Festzug vor unserm Hotel; alle Beamten trugen dabei Galauniform, die zahlreichen Johanniterritter ihre roten, gestickten Röcke, hohe Stiefel, den Hut mit weißer, wallender Feder und den schwarzseidnen Mantel mit dem weißen Kreuz. Es war ein ungemein stattlicher Anblick, und der glänzende Zug würde selbst in der Heimat Interesse erregt haben. Man kann sich denken, wie die Orientalen diese ihnen fremden, bunten Uniformen anstaunten. Auf allen Mauern, Dächern, Türmen, in den Fenstern und Thüren kauerten oder standen Männer, Frauen und Kinder, dunkle und weiße, verschleierte und unverschleierte Weiber, Araber, Türken, Juden, Mönche aller Art. Für uns war dieses Straßenbild interessanter als unser Zug. Ich hatte das Kaiserpaar am Eingange zum Muristan mit zu empfangen und an seine Plätze in der Kirche zu geleiten. Die Hitze war glühend, der Staub entsetzlich, die Feier in der Kirche aber wahrhaft großartig und erhebend. Sie entschädigte die Teilnehmer reichlich für alle Mühsal. Sehr bedauerlich ist es, daß der sehr hübsche Innenraum der Kirche eine recht mangelhafte Akustik hat. Ich habe von der Weiberede des Oberhospredigers Dryander, der doch sehr korrekt und deutlich ausspricht, obwohl ich ganz vorn auf der ersten Bank saß, kaum das vierte Wort verstanden und so gut wie